

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Band: 44 (1988)
Heft: 3

Artikel: Vom Bildreichtum der deutschen -Sprache
Autor: Sommer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421512>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dem Bordstein: Warte, (lose,) lüge — natürlich in der bei uns so verbreiteten Umlautersatzschreibung ‚luege‘! Und an den Telefonkabinen steht nicht etwa „Denk dran, ruf an“, sondern selbstverständlich — wir sind doch freie Schweizer, nicht wahr! — in Mundart: Dänk dra, lüt a. Und hierbei handelt es sich nicht um private, sondern um behördliche Aufschriften! Weit haben wir es mit unserer Höflichkeit gebracht. *Eugen Teucher*

Vom Bildreichtum der deutschen Sprache

Daß die deutsche Sprache auf weite Strecken von Bildern und Vergleichen lebt, ist eine Binsenwahrheit. Freilich, die meisten Sprachbilder oder „Sprachblumen“ (Jean Paul) sind verblaßt und kaum mehr als solche zu erkennen; auf dem langen Weg zum heutigen Gebrauchswert ist ihnen viel von ihrer ursprünglichen Bildkraft abhanden gekommen.

Wer dächte zum Beispiel heute noch daran, daß im Grund nur etwas Körperhaftes — ein Wasservogel, ein Frosch, der junge Held im „Taucher“ von Friedrich Schiller — „auftauchen“ kann, nicht aber eine neue Vorstellung oder Idee, oder daß „lang“ und „kurz“ einst reine Streckenbegriffe waren! Es brauchte den „Einfall“ phantasievoller Menschen, bis eine Neubewertung (durch Übertragung vom Konkreten auf Abstraktes) des jeweiligen Begriffs möglich wurde.

„Begriff“? — Sehen wir uns doch das dazugehörige Zeitwort noch rasch an. Auch begreifen bezog sich lange (Zeit!) ausschließlich auf Konkretes; nur Dinge aus Holz, Stein usw. ließen sich „begreifen“, also betasten. Erst die mystische Versenkung mittelalterlicher Gottesfreunde ermöglichte die Ausweitung des Wortes auf seelische Werte: die Mystiker „begriffen“ (= ergriffen) intuitiv und mit Inbrunst gleichsam die Allgegenwart und Allgüte Gottes — begreifen bekam einen neuen Sinn.

Ein ähnliches Beispiel: „vererben“. Dieses Zeitwort war während Jahrhunderten ein juristischer Begriff: weitergegeben, vererbt von Generation zu Generation wurden (nach den jeweiligen Rechtsbestimmungen) nur materielle Dinge. Erst die Erkenntnisse des österreichischen Naturforschers und Kirchenmannes Johann Gregor Mendel öffneten den Weg zu einer neuen Sicht; heute sind die Gesetzmäßigkeiten der Mendelschen „Vererbungslehre“ durch „Erbfaktoren“ ein selbstverständliches Gesprächsthema für alt und jung.

Neue Vorstellungen durch Vergleich und Übertragung noch und noch! (Schon „Vorstellung“ ist eine Metapher — sogar mit unterschiedlichen Inhalten!) Da wurden zum Beispiel Dinge, für die man bisher noch keinen Namen gehabt hatte, mit menschlichen oder tierischen Körperteilen in vergleichende Beziehung gebracht und dementsprechend benannt. Eine Hügelform erinnerte an einen breiten Rücken und hieß fortan Berg- oder Hügel„rücken“, der Übergang vom flachen zum ansteigenden Land wurde zum „Fuß“ des Berges.

Noch ein Schritt, und es entstanden redensartige Bildvergleiche nach den Mustern „Der kämpft mit dem Rücken zur Wand“ oder „Nach Uri fahr' ich stehenden Fußes gleich“. Allmählich ließen sich auf diese Weise Hunderte von Begriffslücken schließen. — Nebenbei: Begriffslücken? Es gibt sie heute noch. Wer seinen Hunger gestillt hat, ist „satt“. Und wie heißt das Gegenwort, wenn einer ebenso kurz und knapp sagen möchte, er sei nun nicht mehr durstig?

Zurück zu den Grundsatzfragen. Im sprachlichen Alltag nehmen wir also den Bildgehalt unseres Deutsch kaum mehr wahr. Anders dann, wenn ein Vergleich durch seine Unverbrauchtheit auffällt oder wenn er, als Ausnahme von der Regel, ganz ohne Vergleichsbrücke („wie, wie wenn, so, als“ u. ä.) auskommt. Hören wir dazu die folgenden Verszeilen aus dem Gedicht der Annette von Droste-Hülshoff „Am letzten Tag des Jahres“:

Was ich begangen und gedacht, / Was mir aus Haupt und Hirne stieg,
Das steht nun, eine ernste Wacht, / Am Himmelstor . . .

Die Bildkraft dieser „ernsten Wacht“ ist kaum mehr zu steigern. Ähnlich stark wirken die vergleichenden Begriffe „Schatten“ und „Licht“ in einer Strophe aus Rückerts „Kindertotenliedern“:

Du bist ein Schatten am Tage. / Und in der Nacht ein Licht;
Du lebst in meiner Klage / Und stirbst im Herzen nicht.

Es sei nochmals gesagt: Wie jede andere Stilform birgt auch der sprachliche Vergleich seine Gefahren — durch Übersteigerung, Übermaß oder Originalitätssucht. Die folgenden Verse aus einem „Morgenblatt für gebildete Leser“ aus dem Jahr 1846 kann man aber doch mit einem Lächeln zur Kenntnis nehmen (der Verfasser, Carl Mayer, gehört zum schwäbischen Dichterkreis um Ludwig Uhland):

Entsteigt dem goldnen Feld mit Schwung / Die Lerche mit Begeisterung,
Durchtrippelt es mit Fröhlichkeit / Die Wachtel der Zufriedenheit.

Hans Sommer